

W O L F

W O N D

R A T S

C H E K

R O M A N

E I N E R V O N D E R S T R A ß E



Der Autor



Wolf Wondratschek wuchs in Karlsruhe auf. Von 1962 bis 1967 studierte er Literaturwissenschaft, Philosophie und Soziologie an den Universitäten in Heidelberg, Göttingen und Frankfurt am Main. Seit 1967 lebte er als freier Schriftsteller zunächst in München. In den Jahren 1970 und 1971 lehrte er als Gastdozent an der University of Warwick, Ende der Achtzigerjahre unternahm er ausgedehnte Reisen unter anderem in die USA und nach Mexiko. Gegenwärtig lebt er in Wien.

Das Buch

Glück ist ein Raubtier

Als der Krieg zu Ende ist, müssen Gustav Bergers Eltern stumm und hilflos zusehen, wie ihr Sohn eine Halbweltkarriere beginnt, die ihn zunächst in ein Erziehungsheim, dann vor Gericht und schließlich hinter Gitter bringt. Jahre später hat Gustav seine Lektion gelernt, aber er bleibt ein Rastloser – einer, der auf St. Pauli das große Geld macht und dem doch immer schmerzlich bewusst ist, was für Geld nicht zu haben ist; einer, der stets unterwegs ist und nie vergessen kann, woher er kommt. Ein Getriebener, der erst auf einem anderen Kontinent jene Frau findet, die sein Leben verändert und vielleicht auch ihn.

Wolf Wondratschek

Einer von der Straße

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de

© Wolf Wondratschek (2020)

Dieses Werk wurde erstmals veröffentlicht im Jahr 1991.

© dieser Ausgabe by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten

Autorenfoto: © Lilo Rinkens

Umschlaggestaltung: brian barth, berlin

E-Book powered by pepyrus.com

ISBN 978-3-8437-2388-6

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte

haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Der Autor / Das Buch

Titelseite

Impressum

PROLOG

ERSTES BUCH –

AN EINER TÜR IST DIE KLINKE

AUCH NICHT IN DER MITTE

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

**ZWEITES BUCH –
DER TABAKKÖNIG**

1

2

3

4

5

6

7

8

**DRITTES BUCH –
DIE ARBEIT, AM LEBEN
ZU BLEIBEN**

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

VIERTES BUCH –

GLÜCK IST EIN RAUBTIER

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

**FÜNFTES BUCH –
GELD IST NICHTS**

1

2

3

4

5

6

ANHANG

Social Media

Vorablesen.de

Walter Staudinger gewidmet

Prolog

Der kleine Junge rannte, so schnell er nur konnte, aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Wenn er nichts verpassen wollte, mußte er sich beeilen und schneller sein als seine Mutter, die ihn verfolgte.

Wegrennen konnte er am besten! Außerdem war es heute einfach, weil die ganze Straße voller Menschen war; er mußte sich nur geschickt durch genügend Beine nach vorne drängeln, um sicher zu sein, daß sie ihn nicht finden konnte. Als er niemand mehr vor der Nase hatte, blieb er stehen und schaute in alle Himmelsrichtungen gleichzeitig, so aufgeregt war er. Durch die Straße rollte ein Konvoi der amerikanischen Armee. Neben ihren Geschützwagen und Jeeps gingen Soldaten, die alle lachten und winkten, eine ganze Menge Soldaten. Auf einen, der Schokolade verteilte, wollte er gerade zulaufen, als ihn seine Mutter entdeckt hatte und festhielt. Nicht einmal nach der Packung Kaugummi, die direkt vor seinen Füßen auf die Straße fiel, konnte er sich schnell genug bücken. »Komm«, sagte seine Mutter, »ich heb dich hoch, dann kannst du besser sehen!«

Wenn er böse schaute, gab seine Mutter meistens nach; und wie böse er schauen konnte! Aber sie ließ ihn nicht los. Daß er vor Wut zu schreien anfing, nützte auch nichts. Alle um ihn herum machten einen solchen Lärm, daß seine Mutter gar nicht hörte, wie laut er schrie!

»Seit damals habe ich jede Hand, die mich festhielt, gehaßt. Spätestens da«, erinnerte er sich viele, viele Jahre später, »begann sich in mir das

Gefühl auszubreiten, immer der Erste, immer der Schnellste sein zu müssen, um das zu bekommen, was der Zweite, der Langsamere ja nicht bekommen konnte. Nur wußte ich damals nicht, daß ich das Gefühl, immer gewinnen zu müssen, nie mehr loswerden würde.«

**Erstes Buch –
An einer Tür ist die Klinke
auch nicht in der Mitte**

Das Talent steckt in den Kinderschuhen.

George B. Shaw

1

Auf seinem Heimweg hatte Herr Schnabel, angestellt beim städtischen Jugendamt, noch einen letzten Termin wahrzunehmen. Einen Routinefall, der auf mehreren Beschwerden über einen gewissen Gustav Michael Berger beruhte, geboren 1942, wohnhaft in München, Dachauer Straße. Der Vater hieß Josef Berger, geboren 1902. Die Akte, die er in seiner Tasche bei sich trug, wies ihn als alleinerziehend aus.

Die Praxis seines Berufs hatte ihn gelehrt, daß es kein Vergnügen war, sich in familiäre Dinge einmischen zu müssen. Manchmal war es schon ein Kunststück, in eine Wohnung überhaupt eingelassen zu werden. Es gab Gründe genug, die es ihm ratsam erscheinen ließen, vor jeder Tür noch einmal tief durchzuatmen.

Vor ihm stand, als sich die Tür öffnete, ein Mann, der aussah, als sei er gestört worden.

»Ja, bitte?«

»Schnabel, Jugendamt. Darf ich reinkommen?«

Josef Berger trat wortlos zur Seite, ließ ihn ein, schloß die Tür und bot ihm einen Stuhl an.

»Und du bist wohl der kleine Gustav«, sagte Herr Schnabel noch im Stehen. Er wollte jeder Auseinandersetzung durch einen ruhigen, freundlichen Ton zuvorkommen.

Gustav zog den Kopf zwischen die Schultern und wartete ab.

»Wenn Sie Beschwerden loswerden wollen, können Sie sich die Mühe sparen.« Während Josef Berger das sagte, säuberte er einen Pinsel mit einem kleinen Lappen.

»Ach, Sie sind Künstler?« versuchte Herr Schnabel die Atmosphäre zu entspannen. Dabei nutzte er die Zeit, sich einen Eindruck von den Wohnverhältnissen zu verschaffen. Alles sah ärmlich aus, was gemildert wurde durch die Tatsache, daß am Fenster eine Staffelei stand.

»Ich male, wenn Sie das meinen.« Wie Josef Berger das sagte, konnte es keinen Zweifel geben, daß er darüber kein Gespräch wünschte – und sich der Zweideutigkeit bewußt war, die der Ausdruck ›Künstler‹ im Munde eines städtischen Beamten besaß.

»Ich habe hier einen ganzen Stoß Beschwerden«, sagte Herr Schnabel, zog dabei die Akte aus der Tasche und legte sie vor sich auf den Tisch, eine Geste, die ihm Kraft einflößen sollte. Kraft würde er brauchen, soviel war sicher bei diesem Mann, der zu keinem überflüssigen Wort aufgelegt schien. Und wie zur Bestätigung einer Bedrohung entdeckte Herr Schnabel erst jetzt oben auf dem Schrank einen schwarzen Vogel. Danach zu fragen, getraute er sich nicht, sondern flüchtete sich in das Labyrinth seiner dienstlichen Gedankengänge und schien zu prüfen, inwieweit ein solches Haustier angebracht war – und ob es einen Zusammenhang gab zwischen einem Raben und dem hier zur Debatte stehenden Erziehungsnotstand. Erst im Verlauf der Unterhaltung kam ihm der Gedanke, der Vogel könnte ausgestopft sein.

»Wir müssen jeder Sache, die an uns herangetragen wird, nachgehen und ...«

Josef Berger stand auf. »Verschwenden Sie nicht unnötig Ihre Zeit, stecken Sie Ihre Akte wieder ein und verschwinden Sie.«

Herr Schnabel beabsichtigte, genau das Gegenteil zu tun, nannte die Anzahl aller Beschwerden und erwog die Schwere der Verfehlungen. Die Polizei hatte den Jungen wiederholt aus abgesperrten Ruinengrundstücken geholt, Lebensmittelhändler hatten ihn beim Klauen erwischt, und dem Eisenhändler hatte er Schrott verkaufen wollen, den er angeblich zusammengesammelt, in Wahrheit aber bei ihm selbst gestohlen hatte. Aus der ganzen Nachbarschaft lagen gleich stapelweise Beschwerden vor, mit beigefügten ärztlichen Attesten über Verletzungen, die sich ihre Kinder bei irgendwelchen verbotenen Unternehmungen zugezogen hatten. Offenbar verstand es dieser Junge, auch die größten Angsthasen zu jeder Schandtats zu überreden.

Herr Schnabel tat alles, sein Erscheinen zu rechtfertigen, spürte aber, daß nichts bei Josef Berger Eindruck machte. Gustav saß da, als gehe ihn alles nichts an, und kaute Fingernägel.

»Ah ja, noch was«, fiel Herrn Schnabel ein, »die Mutter, darf ich Name, Adresse und ...«

Wieder unterbrach ihn Josef Berger. »Sie hat einen Herrn Karst geheiratet.« Er war sich bewußt, daß es einen besseren Zeitpunkt verdient gehabt hätte, seinem Sohn diese Neuigkeit mitzuteilen.

Nach einer kurzen Pause begnügte sich Herr Schnabel mit dem Namen, die Adresse würde er sich selbst beschaffen. »Wir werden uns also mit der Mutter in Verbindung setzen und prüfen, ob es nicht ratsam wäre, den Jungen ihr zu übergeben. Falls die Verhältnisse das erlauben.«

»Raus!« schrie Josef Berger.

Gustav hatte seine Fingernägel vergessen und schaute zur Wand, wo das Ölporträt seiner Mutter hing, das sein Vater gemalt hatte, und überlegte, ob sie, wenn sie einen fremden Mann geheiratet hatte, überhaupt noch seine Mutter war.

»Noch eines«, sagte Herr Schnabel, als er aufstand, die Akte in seiner Tasche verschloß und noch einmal den ausgestopften Raben fixierte, »ich habe nicht den Eindruck, daß Sie den Ernst dieser vorgebrachten Beschwerden einsehen und sich im klaren sind, daß wir alles tun werden, Frau Karst zu veranlassen, nun ihren Teil an der Kindererziehung zu übernehmen. Was ja wohl in aller Interesse sein dürfte.«

Josef Berger setzte dem Beamten das spitze Ende seines Pinsels auf die Brust. »In Ihrem Interesse ist nur eines: sich hier nicht wieder blicken zu lassen.«

Wieder nur ein »Routinefall«, seufzte Herr Schnabel beim Verlassen des Hauses und war heilfroh, daß dieser Künstlertyp da oben nicht auch noch handgreiflich geworden war.

2

1945 war nicht nur der Weltkrieg zu Ende, sondern auch die siebenjährige Ehe von Josef und Vera Berger. Daß zwei so völlig verschiedene Menschen erst gar nicht hätten heiraten sollen, nur noch darüber herrschte zwischen den Eheleuten ein harmonisches Einverständnis. Also knüpfte Vera Berger am Tag der Trennung zwei eingerissene, abgeschabte Leintücher zusammen, warf ein wenig Kleidung und ein paar ihrer persönlichen Dinge hinein und ging, zog zuerst um die Ecke zu einer Bekannten und von dort weiter zu einer nächsten.

Die Trennung von ihrem Sohn, eine vorübergehende Trennung, wie sie hoffte, nahm sie in Kauf, zumal auch das Jugendamt die Erziehungsvollmacht dem Vater zugesprochen hatte. Soll er erst einmal bei seinem Vater bleiben, dachte sie, da ist so ein schwieriges Bürschchen, das voller Unruhe steckt, wahrscheinlich nicht einmal schlecht aufgehoben. Sie kannte ihren Mann, aber auch ihren Sohn. Josef würde streng mit seinem Kind umspringen, und Gustav sich alles nur Erdenkliche einfallen lassen, seinen eigenen Kopf trotzdem durchzusetzen. Schon beim ersten Schrei im Kreißsaal war ihr klargeworden, daß er offenbar alles andere als ein braves Kind werden wollte. Und sie behielt recht. Nie konnte er stillsitzen. Immer riß er Fenster auf oder die Wohnungstür, denn draußen konnte ja

etwas passieren, das mehr Spaß machte, als in einem Buch mit bunten Bären und sprechenden Hühnern zu blättern.

Zu Hause war ihm einfach immer langweilig.

Eine Familie war ihm zuwenig Leben. Er war überhaupt erst richtig in seinem Element, wenn er herumwirbeln konnte, zum Beispiel frühmorgens, wenn es zum Waschen auf den Hausflur ging, an den einzigen Wasserhahn, der allen Hausbewohnern als Waschgelegenheit diente. Da machte es Spaß, dem Bayer-Franzi auf die Zahnpastatube zu treten oder dem Zeder-Berti, der unter ihm wohnte, auf den Kopf zu spucken, Handtücher zu vertauschen und Rasierklingen verschwinden zu lassen. Er konnte jeden zur Weißglut treiben, der ihm zuschaute, wie umständlich er sich wusch; er wusch sich überhaupt nur dann richtig, wenn jemand deshalb warten mußte. Dabei verließ er sich immer auf seinen Vater, der es sich jedesmal lautstark verbat, wann immer sich jemand über seinen Jungen beschwerte.

Einer wie der, dachte Vera Berger, würde sie überall finden, wenn er sie brauchte.

3

»Herr Berger, wie geht's Ihnen denn?«

»Das geht Sie einen Scheißdreck an!«

Geschwätz war ihm so zuwider, daß er zusehends schweigsamer wurde. Josef Berger war wie jeder Mann, der keine Miene verzieht, ein Mann mit vielen Gesichtern, trotzdem hatte er eines nie gekonnt: sich anpassen; schon unter Hitler nicht, als alle noch jubelten. Er besaß nicht ihre Geschicklichkeit, einen Vorteil auszunutzen, geschweige denn, jemand übers Ohr zu hauen. Auch jetzt nicht, als es ums nackte Überleben ging. Sein störrischer Gerechtigkeitssinn ließ es nicht zu, an etwas anderes als an ehrliche Arbeit zu glauben. Mit seinen Händen konnte er einfach alles, Schuhe besohlen, Uhren reparieren, Vögel, sogar Füchse ausstopfen, Betten zimmern, Bilderrahmen schnitzen, nur einen auf der Straße liegenden Geldbeutel aufheben und in der Tasche verschwinden lassen, konnte er nicht. Jede freie Minute, die Nachtstunden zumeist, wenn Gustav endlich schlief, verbrachte er an der Staffelei und malte Landschaften, vor allem Landschaften der nahen bayrischen Umgebung, die er mehr liebte als die Stadt, ihre Menschen und Wirtshäuser. Er gab die Bilder einer kleinen Galerie in Kommission, wobei er, selbst bei einem Verkauf, immer draufzahlte, denn allein die Farben kosteten mehr, als er bekam; was ihn jedoch nicht im geringsten störte. Soweit es in dem engen

Zimmer überhaupt möglich war, machte Gustav einen weiten Bogen um die Staffelei. Manchmal nahm Josef Berger seinen Sohn in ein Museum mit, aber alles, was den dort interessierte, war die Alarmanlage.

Die Könige des Viertels waren die Metzger, Bäcker, Kohlen- und Schrotthändler und die Typen, die alles, was sie zusammengaunern konnten, mit der Geschwindigkeit eines Augenaufschlags an der übernächsten Straßenecke mit doppeltem Gewinn verkauften. Wenn abends die wenigen Lichter, die wieder brannten, angingen, Geldscheine die Besitzer wechselten und sich Ware in bare Münze verwandelte, stritt sich Josef Berger mit seinem Sohn herum, der einfach nie schlafen gehen wollte.

Es verging kein Wochenende, an dem Josef Berger nicht mit dem Zug nach Weißling hinausfuhr und durch den Wald wanderte, Beeren und Pilze sammelte, die er den Marktfrauen auf dem Viktualienmarkt verkaufte. Sie nannten ihn dort ohnehin nur noch den »Schwammerlprofessor«. Gustav wehrte sich jedesmal, wenn er mit mußte, was hieß: um fünf frühmorgens aufstehen, dann, vom Bahnhof aus, waren es bis zum Wald immer noch gute drei Kilometer Fußmarsch, und oft blieben sie sogar über Nacht und legten sich in einen Heustadel zum Schlafen. Einmal war nachts eine Maus über ihn hinweggekrochen. Wie er das haßte. Er haßte seinen Vater, haßte den ganzen Wald, jeden einzelnen Baum, die Beeren und Pilze, die er in einem an sein Handgelenk gebundenes Körbchen tragen mußte. Er hätte schreien können, getraute sich aber nicht, hätte heulen können, fühlte sich dafür aber bereits viel zu erwachsen.

Daß Kupferdraht mehr brachte als Himbeeren und Pfandflaschen mehr als Pilze, hatte Gustav längst herausgefunden, aus Angst vor einer Ohrfeige aber wohlweislich für sich behalten.

Das einzige, was ihn im Wald interessierte, waren Ameisenhaufen. Was für ein Durcheinander das war, wie das zuckte, krabbelte, kroch und kochte. Und Gustav fragte sich, wie das funktionierte – und wer hier wohl der Boß war!

4

Wann immer es möglich war, nahm Josef Berger seinen Sohn mit, wenn er geschäftlich in der Stadt unterwegs war. Es schien nicht mehr ratsam, den Jungen, bevor er eingeschult wurde, zu oft unbeaufsichtigt sich selbst zu überlassen. Weder Ermahnungen noch Schläge waren geeignet, die beängstigende Begeisterung des Jungen für Streiche und Dummheiten einzudämmen.

In diesen Wochen klapperte Josef Berger Baustellen ab, an der einen Hand seinen Sohn, in der anderen einen Koffer mit Armbanduhren, die er vom gleichen Geschäft, für das er sonst Uhren reparierte, in Kommission hatte. Es waren Markenuhren, sie waren preiswert und nicht geklaut. Wem er das aber erklärte, der lachte nur. Alles war geklaut, und nichts funktionierte lange. Man kaufte auf der Straße eine Uhr, die zwei Tage später schon nicht mehr tickte, und der Händler war über alle Berge. Nur ein Dummkopf war in diesen Zeiten ehrlich. Wie Josef Berger es schaffte, seinem Sohn jeden Tag wenigstens eine warme Mahlzeit hinzustellen, wußte er oft selbst nicht.

»Na, du Clown«, riefen sie vom Baugerüst herunter, »zeig mal her, was du da zusammengeklaut hast.«

Sie ließen die Uhren von Hand zu Hand wandern, boten lächerliche Preise oder wollten sie gleich ganz geschenkt haben. Am Ende konnte Josef

Berger manchmal schon froh sein, wenn er sie alle wieder vollzählig in seinem Koffer verstaut hatte. Für sie war er weiter nichts als auch nur einer dieser Gauner, die jeden Tag auftauchten, um was loszuwerden.

Gustav stand daneben und war still. Er hörte die Männer in einem Ton mit seinem Vater sprechen, wie noch nie jemand mit ihm gesprochen hatte. Aber gleich würde er, hoffte Gustav, ein paar von ihnen richtig verprügeln.

»Komm morgen wieder, dann aber mit Damenuhren«, schrie einer.

»Oder Unterwäsche«, grölte ein anderer.

Als der Polier erschien, ließen sie ihn stehen. »Pack dein Gelumpe zusammen«, schrie er ihn an, »und halte meine Leute nicht von der Arbeit ab.«

Gustav hatte eine Stinkwut, weil sich sein Vater alles gefallen ließ. Warum hatte er sich nicht gewehrt? Am liebsten wäre Gustav, weil er sich schämte, einfach davongelaufen.

Am Abend saß er am Tisch, kaute auf seinen Kartoffeln herum und wagte nicht, seinen Vater anzuschauen. »Ich bin müde«, log er, legte sich nach dem Essen gleich ins Bett, das Gesicht zur Wand gedreht, damit er nicht gleich die Augen zumachen mußte, und dachte an Australien, wovon ihm sein Vater erzählt hatte und wohin er ihn mitnehmen würde, wenn er dorthin auswanderte. Bevor er einschlief, fielen ihm dann doch noch die leeren Bierflaschen neben der Baracke des Poliers ein. Wenn die morgen noch da waren, würde er sie klauen, Pfand kassieren, für jede zwanzig Pfennige. Am liebsten wäre er gleich losgerannt.

5

Es gefiel Gustav in seiner Straße. Gleich gegenüber lag die ausgebrannte Wehrmachtsbäckerei, der ideale Platz, um Schätze zu vergraben. Es gab jede Menge anderer, entweder bis auf den Grund ausgebombter, ausgebrannter oder halb eingestürzter Mietshäuser, in denen noch hinter Bretterverschlägen Menschen wohnten; und es gab von Bomben aufgerissene Keller, in die man klettern konnte. Nichts war, wenn man etwas angestellt hatte, wichtiger, als sich dort verstecken zu können.

Kraus-Schorschi, dieser Winzling, rannte regelmäßig nach Hause und petzte. Huber-Bertl getraute sich auch nie, stand aber immer so auffällig vor den Verstecken herum, daß sie rausgeholt wurden. Flaschen waren das. Allmer-Willi trug sogar eine Brille, der Schwachkopf.

Gleich nach dem Fußballspielen vor der St.-Benno-Kirche rannte Gustav immer hinüber zu seiner Lieblingsruine, in seinem Schlepptau die halbe Mannschaft. Weil immer er es war, der die Ideen hatte, war er automatisch auch der Anführer. Drei sollten Flaschen klauen, drei Kupferdraht sammeln, vier Glas suchen, und er selbst würde beim Eisenhändler einen Handwagen organisieren, um alles bequem transportieren zu können. Er war es auch, der die Reviere einteilte und bestimmte, wann sie gewechselt werden sollten.

Dann tauchte zu Hause eine Frau auf, die hieß Friedel, war unverheiratet, hatte sich in Josef Berger verliebt und leitete daraus nun das Recht ab, sich unentbehrlich vorzukommen. Gustav bekam das jeden Tag zu spüren. Er wurde das Opfer ihrer Liebe, die nur ein Ziel kannte: einen Trauschein. Sie war so freundlich, daß er sie von Anfang an haßte. Die Kinderbücher, die sie ihm mitbrachte, zerriß er. Außerdem zupfte sie ihm immer an der Kleidung herum, spuckte in ihr Taschentuch, um ihm den Mund abzuwischen, bis er, wie sie fand, ordentlich genug aussah. Dann nahm sie ihn an der Hand und ging mit ihm Besorgungen machen.

Da war sie wieder, die Hand, die ihn festhielt.

6

Als Gustav mit sechs Jahren in die Schule kam, konnte er über seine Nachmittage wieder verfügen, wie er wollte, weil Friedel inzwischen kapituliert hatte und verschwunden war, und vormittags konzentrierte er sich darauf, das Schulschwänzen zu lernen. Was ihm aber weiterhin nicht erspart blieb, waren die Fußmärsche mit seinem Vater. Bei den Sommerfesten draußen am Grinzinger Kircherl durfte er, weil der Pfarrer ihn kannte, manchmal die Fahrräder bewachen, eine günstige Gelegenheit, Ventile abzuschrauben, die, wie er wußte, Mangelware waren. Mehr noch als die Aussicht auf ein gutes Geschäft gefielen ihm seine Ausreden, mit denen er seine Unschuld beteuerte.

Außerdem stellte er jeden Montagabend in einer Gaststätte Kegel auf, wofür es fünf Mark gab, dazu eine Portion Leberkäse und, wenn die Wirtin dazu aufgelegt war, ein Setzei drauf. Statt damit zufrieden zu sein, rechnete Gustav nach: zehn Mark sind das Doppelte von fünf. Also mußte er sich wegen des anderen Jungen, der dienstags die Kegel aufstellen durfte, etwas einfallen lassen.

Als er ihn kommen sah, schätzte er seine Chance ab, falls der andere sich wehren würde. Obwohl er mindestens zwei Jahre älter aussah, stellte Gustav sich ihm in den Weg. »Du kannst gleich wieder nach Hause gehen. Die Kegel stell nämlich heute ich auf!« teilte Gustav ihm mit und

unterstrich seine Frechheit damit, daß er dem Jungen gegen die Schulter schlug.

»Warum denn? Du spinnst wohl?«

Er gab ihm noch einen Schubs. »Oder willst du dich prügeln?«

Der Junge drehte sich um und lief weg. Gustav schaute ihm nach und hatte zum erstenmal das Gefühl, daß die Straße ihm gehörte. Dann lief er zum Kreitmeier-Hof hinüber, wo die Männerrunde schon auf ihren Kegelungen wartete. Sie fragte schließlich Gustav, ob er nicht aushelfen könne.

Konnte er.

7

Der hagere, von Erschöpfung ausgezehnte Mann hieß Werner Karst, hatte den Krieg unverletzt überstanden und war froh, als er die beiden Türme der Frauenkirche wiedersah. Der Blick hinauf zum Himmel diente nicht der Einstimmung zu einem Dankgebet, sondern überzeugte ihn lediglich davon, daß es in den nächsten Stunden nicht regnen würde. Und so machte er sich auf den Weg nach Hause zu seiner Frau, einen langen Fußmarsch, den er nur einmal unterbrach, um sich an einem Brunnen zu erfrischen. Nach fünf Stunden endlich hatte er Ottobrunn, einen Vorort Münchens, erreicht.

Als er die Wohnung betrat, rief er »Ich bin's!«, aber es kam keine Antwort. Die Küche, in die er hineinschaute, war leer, links im Wohnzimmer war auch niemand. Mit einem »Niemand hier?« öffnete er die Tür des Schlafzimmers. Da war jemand, aber da war noch jemand.

»Allmächtiger!« Er schloß die Augen. Auf dem Bett lag seine Frau in den Armen eines Mannes, auf dessen Uniformjacke die Rangabzeichen der amerikanischen Armee glänzten.

»Allmächtiger!« stotterte er wieder, als seine Frau vom Bett aufstand, ihren Morgenmantel überzog und ihn, beide Arme nach vorne gestreckt, aus dem Schlafzimmer zurück in die Wohndiele zu dirigieren versuchte. Aber das war gar nicht mehr nötig. Werner Karst hatte sich bereits